

Jahrbuch
der
Karl May
Gesell-
schaft

2022

eBook

Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 2022



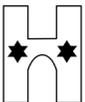
Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 2022

Herausgegeben

von

Claus Roxin, Florian Schleburg, Gunnar Sperveslage,

Hartmut Vollmer und Johannes Zeilinger



Hansa Verlag · Husum

Verantwortliche Herausgeber:

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Claus Roxin, Dr. Florian Schleburg, Dr. Gunnar Sperveslage,
Prof. Dr. Hartmut Vollmer und Dr. Johannes Zeilinger

Geschäftsführender Herausgeber 2022:

Dr. Johannes Zeilinger

Redaktion:

Wolfgang Böcker, Roy Dieckmann, Klaus Eggers, Ulrike Müller-Haarmann und Stefan Schawe
unter Mitwirkung von Gerhard Haarmann

May-Zitate und -Texte werden durch *Kursivdruck* gekennzeichnet; zitiert wird aus Gründen der Authentizität stets nach den originalen (also unbearbeiteten) Texten Mays, wie sie in der Klein-Oktav-Ausgabe des Verlages Fehsenfeld, Freiburg 1892–1910 (Reprint dieser Ausgabe Bamberg 1982ff.) und in der seit 2008 im Karl-May-Verlag erscheinenden (1987 im Verlag Greno begonnenen, 1990 im Haffmans Verlag und 1993 im Bücherhaus Bargfeld vorübergehend weitergeführten) historisch-kritischen Ausgabe sowie in Zeitschriften- und anderen Reprints vorliegen.

Frontispiz: Karl May als Kara Ben Nemsi. Aufnahme von Max Welte, vermutlich am 11. April 1897 (Archiv Johannes Zeilinger).

ISBN 978-3-941629-32-5

In Printform ist dieses Buch unter der ISBN 978-3-941629-31-8 erhältlich

Hansa Verlag Ingwert Paulsen jr., Postfach 1480, 25804 Husum

© 2022 by Karl-May-Gesellschaft e. V., Radebeul

Alle Rechte, auch die der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Schutzumschlag: Hans-Frieder Kühne

Gesamtherstellung: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft

Postfach 1480, D-25804 Husum – www.verlagsgruppe.de

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Johannes Zeilinger: Das zweiundfünfzigste Jahrbuch	7
Stefan Schmatz: »Dieser scheußlichste aller Mörder, die es gegeben hat und jetzt noch gibt« · <i>Karl May und der Krieg</i>	17
Malte Ristau: Von Friesack (1414) bis Sedan (1870) <i>Das Kaiserreich, Karl May und der Zeitgeist</i>	79
Hartmut Vollmer: »Das Weitere liest man später« <i>Die Kunst des Endes in Karl Mays Romanen</i>	119
Volker Wahl: Zur Frühgeschichte der Karl-May-Stiftung 1913 bis 1946	141
Albrecht Götz von Olenhusen: SITARA – Verschlungene Wege dahin und dawider · <i>Arno Schmidt, Hans Wollschläger, Karl May und der Karl-May-Verlag</i>	183
Robert Spindler: Fährten, Waffen, Körperkult <i>Zeichensysteme in Karl Mays ›Winnetou‹ (1893)</i>	245
Julia Stetter: Tiere bei Karl May im Wandel der Zeit <i>Die Reiseerzählungen und ihre Verfilmungen</i>	269
Joachim Biermann: Die Konventionen der Historisch-kritischen Ausgabe ›Karl Mays Werke‹ · <i>Ein Baustein für den Gesamt- Editionsbericht der HKA (II)</i>	307
Helmut Schmiedt: Literaturbericht	317
Michael Kunz: Medienbericht	337
Gunnar Sperveslage: Ein Kongressjahr ohne Kongress <i>Das 52. Jahr der Karl-May-Gesellschaft</i>	365
Die Autorinnen und Autoren des Jahrbuchs	379

JOHANNES ZEILINGER

Das zweiundfünfzigste Jahrbuch

hat im Vergleich zu seinen Vorgängern ein so ungewöhnliches Schicksal, dass einige erklärende Worte zu seiner Entstehung vorausgeschickt werden müssen. Eigentlich sollte es ja all die Vorträge wiedergeben, die für den 26. Kongress der Karl-May-Gesellschaft in München vorgesehen waren. Dieser musste aber, bedingt durch Regeln zur Eindämmung der Coronapandemie, kurzfristig abgesagt und verschoben werden; damit entfiel auch mit einem Mal der geplante Großteil des Jahrbuchinhaltes. Die so entstandene Verlegenheit des geschäftsführenden Herausgebers war allerdings nur von kurzer Dauer, da bereits Arbeiten vorlagen, die für ein späteres Jahrbuch konzipiert waren, und zusätzlich Autoren ermuntert werden konnten, bereits begonnene Aufsätze vorzeitig zum Abschluss zu bringen. So gelang es, ein Jahrbuch zusammenzustellen, das weder vom Umfang her noch gar von der Qualität der Beiträge einen Vergleich mit Ausgaben zu scheuen hat, die unter glücklicheren Umständen entstanden sind.

Seit langem schon war für dieses Jahrbuch die Arbeit von Stefan Schmatz vorgesehen, die sich erstmals mit dem Thema ›Karl May und der Krieg‹ befasst und nun durch den Angriff Russlands auf den ukrainischen Nachbarstaat ungeplante und makabre Aktualität erhalten hat. Karl May selbst war – da gibt es genügend Hinweise – zumindest im Alter ein (wie auch immer gearteter) Pazifist; oft zitiert und schon legendär ist ein Brief an seinen Künstlerfreund Sascha Schneider, in dem er vor einem kommenden Krieg warnte: *Wehe und tausendmal wehe dem Volke, welches das Blut und das Leben von Hunderttausenden vergießt, um anderthalb Schock Ritter des eisernen Kreuzes dekorieren zu können!*¹ Und ebenso gerne wird die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner herangezogen, die May zu ihrem ›Gesinnungsgenossen‹ adelte. Trotzdem durchzieht das Thema Gewalt durchweg wie ein Basso continuo das literarische Werk Mays, und der Krieg als Vater aller Dinge, so Schmatz, diente oft genug auch als Vater mancher Erzählung. Nun hat May sein Erzählwerk in ganz unterschiedlichen literarischen Genres angesiedelt und Schmatz analysiert sie recht detailliert, kommt aber zu dem Schluss, dass May, bei aller Divergenz der Erzählformen, in seinem publizierten Werk den Krieg nie grundsätzlich ablehnte. Diese Haltung war sicher bedingt durch seine christlich geprägte Weltanschauung, denn zur – ebenfalls christlich geprägten – abendländi-

schen Geistesgeschichte gehört die Theorie des *bellum iustum*, des gerechten Krieges. Augustinus von Hippo hatte die Rahmenbedingungen definiert, unter denen ein Krieg gerechtfertigt ist: Er darf sich nur gegen ein vom Feind begangenes Unrecht wenden und soll vor allem den Frieden wiederherstellen. May vertrat diesen Grundsatz schon früh in seinen bereits 1875/76 veröffentlichten ›Geographischen Predigten‹; und in seinem letzten großen Roman ›Ardistan und Dschinnistan‹, der im Prinzip ja nur die Geschichte eines drohenden Krieges zwischen den beiden titelgebenden Mächten erzählt, führte er das Thema vom *bellum iustum* in epischer Breite aus. Wie fest die Idee eines gerechten Krieges in dem westlichen Wertekanon verhaftet ist, zeigt aktuell der moralische Diskurs über die unterschiedlichen Reaktionen auf die russische Invasion in der Ukraine, bei dem radikale, der völligen Gewaltlosigkeit verpflichtete Pazifisten kein Gehör mehr finden, ja oft als willkommene Helfer des Diktators Putin diskreditiert werden.

In Mays einzigem Roman, der vom Titel her mit dem Thema Krieg assoziiert ist – ›Die Liebe des Ulanen. Original-Roman aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges‹ –, wird der Krieg nur an wenigen Stellen realistisch geschildert; der Fortsetzungsroman ist, so Schmatz, eher eine romantisch-kitschige Melange aus Liebesroman und abenteuerlicher Kriminal- und Spionagesgeschichte. Und auch der Roman ›Und Friede auf Erden!‹, vom Titel her ein pazifistischer Fanfarenstoß, ist, so Schmatz weiter, »keineswegs antibellizistisch, sondern allenfalls antikolonialistisch und antiimperialistisch«. Eine vernünftige Antwort auf die alles entscheidende Frage, wie man Kriege verhüten könne, konnte natürlich auch May nicht geben, er flüchtete sich in eine, wie er selbst bemerkte, lächerliche, ja alberne Phrase: »*Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein!*« Kurt Tucholsky, der sich als militanter Pazifist verstand, kannte dieses Dilemma wohl; in einem Brief an Hedwig Müller forderte er Taten: »Nichts als Pazifist zu sein – das ist ungefähr so, wie wenn ein Hautarzt sagt: ›Ich bin gegen Pickel.‹ Damit heilt man nicht.«² Womit aber dann? Mit Panzerhaubitzen? Mit Gebeten? Mit Straßenblockaden? Um Antworten wird seit Jahrtausenden gestritten.

Im Januar 2021 jährte sich ein durchaus bedeutender nationaler Gedenktag, der in der Öffentlichkeit aber eher verhaltene Aufmerksamkeit erfuhr: 150 Jahre zuvor war im Spiegelsaal des Schlosses Versailles das Deutsche Kaiserreich und mit ihm der erste deutsche Nationalstaat ausgerufen worden. Vorausgegangen waren blutige Schlachten, die euphemistisch als ›Einkriegskriege‹ bezeichnet wurden; dazu fehlte der Reichsgründung jegliche demokratische, sprich parlamentarische Legitimation; sie kam von oben und war das Werk Otto von Bismarcks. Noch 1849 hatte Preußens König Friedrich Wilhelm IV. die ihm von der Frankfurter Nationalversammlung

angetragene Kaiserkrone als »ein Diadem! aus Dreck und Letten der Revolution, des Treubruchs und des Hochverrats geschmiedet« abgelehnt und dann notiert: »Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.« May erlebte den Wendepunkt deutscher Geschichte als Züchtling in Waldheim; wie die allermeisten seiner Landsleute begrüßte er enthusiastisch die neugeschaffene nationale Monarchie. Ideologisch untermauert wurde die Hegemonie Preußens nun durch eine Geschichtsschreibung, in der den Hohenzollern die historisch prägende Rolle auf dem langen Weg hin zur Schaffung eines deutschen Nationalstaates zugeschrieben wurde. Auch May schloss sich diesem Narrativ an; für ihn begann, wie Malte Ristau in seinem Beitrag darstellt, die Hohenzollern-Saga 1414 im märkischen Friesack, als der Nürnberger Burggraf Friedrich, damals Landeshauptmann von Brandenburg, den renitenten märkischen Adel zur Räson kartätschte. Großen Raum nahm auch ein weiterer Vorkämpfer preußischer Größe ein: der anhaltinische Fürst und preußische Generalfeldmarschall Leopold I.; ihm widmete May zahlreiche Erzählungen und Humoresken. Hinter der populären Fassade des ›Alten Dessauers‹ verbarg sich in Wirklichkeit, wie Arno Schmidt pointiert feststellte, eine »gekrönte Bestie in Menschengestalt (...), die aber in ihrer unwiderstehlich=volkstümlichen Brutalität mit allen SS=Größen wetteifern kann«. ³ Auch Kaiser Wilhelm II., wie May reichlich bipolar veranlagt, bekam einen Platz im Pantheon des sächsischen Schriftstellers, der ihn mit seinen Söhnen in seine Leserschar einreichte. Erst die imperialistische Expansion des Kaiserreiches ließ bei dem gealterten May die Liebe zu seinem Souverän erkalten; als nach ihrer Rückkehr aus China die Strafexpedition zur Niederschlagung des Boxeraufstandes gefeiert wurde, meinte er lapidar: *Mit dieser Art von Gong habe ich nichts zu tun!*

Mit dem ersten Satz eines Romans, so der Literaturwissenschaftler Norbert Miller, löst sich die Fiktion von der Wirklichkeit ab und beginnt das Spiel zwischen Autor und Leser, der teilnehmend in ebendiese Fiktionswelt eingeführt werden soll. Wie eine Tür sind dann diese Worte, sie lassen im Idealfalle den Leser einen Blick in das künftige Geschehen werfen und entscheiden so schon früh das weitere Schicksal der ganzen Erzählung. Aber das Ende eines Romans, so Hartmut Vollmer, ist nicht minder wichtig als sein Anfang; in seiner Untersuchung differenziert er zwischen den – häufig mehrbändigen – Reiseromanen und dem Spätwerk. Bei den Reiseerzählungen hat das Ende oft die Funktion, den Leser in spannungsschürenden Vorausdeutungen auf den nächsten Band hinzuweisen, während bei den späteren und späten Romanen May mit einem ergebnisoffenen Ende schließt. Am Beispiel des Romans ›Am Jenseits‹ legt Vollmer sehr überzeugend dar, dass May hier die Grenzen des Erzählens auslotete und so mit seinem zukunftsorientierten, offenen Ende gleichzeitig an das Ende des Erzählbaren

gelangt war. Damit erweist sich May, wie Vollmer weiter darlegt, »als ein moderner Autor, der die Unabschließbarkeit utopischer Weltprojektionen, das ›Schreiben am Unendlichen‹ bezeugt«. Ludwig Wittgenstein, dessen philosophisches Werk tief in der Moderne verwurzelt ist, schloss sein einziges zu Lebzeiten veröffentlichtes Werk, den ›Tractatus logico-philosophicus‹, mit dem vielzitierten Satz ab: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.« Karl May, so scheint es, war Jahrzehnte zuvor zu einer ähnlich tiefen Einsicht gelangt: An das Ende des Romans ›Am Jenseits‹ setzte er drei Gedankenstriche und markierte so das Ende des Erzählbaren und den Beginn der Sprachlosigkeit – existentielle Fragen, die er als Schriftsteller nicht mehr beantworten konnte, gehören in den Bereich des Schweigens, in das Reich der Gedankenstriche – – –

Bis heute ist die Geschichte der von Karl May initiierten Stiftung ein weitgehend weißer Fleck in der umfangreichen Rezeptionsgeschichte des Schriftstellers. Umso wichtiger daher der Beitrag von Volker Wahl, der erstmals die Frühgeschichte der Karl-May-Stiftung detailliert aufzeigt. In Mays letztem Testament aus dem Jahr 1908 war ja nur in wenigen Worten von einer zukünftigen Stiftung die Rede; das Erbe seiner Witwe sollte einst einer *mildthätigen Stiftung, die ich mit ihr besprochen habe, zufallen, und zwar erst nach ihrem Tode*. Diese kurze Passage war für Klara May freilich eine Carte blanche, von der sie ausgiebig Gebrauch machte. Schon ein Jahr nach dem Tode ihres Gatten begründete sie die Stiftung. Deren Kapital war 1913 noch dürftig und betrug anfangs gerade 1000 Mark; keiner, und am allerwenigsten das Sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts als ›Stiftungsvorstand‹, konnte sich damals vorstellen, dass die inzwischen schwer verkäuflichen Werke des toten Schriftstellers eine zweite Karriere erleben würden.

Die Karl-May-Stiftung, wie sie sich heute darstellt, ist in ihrer Zielsetzung und Form weit entfernt von jener *mildthätigen* Institution, die sich May einst wünschte; sie ist ein Produkt der Nachwendezeit. Im November 1991 erhielt sie als ›Rechtsfähige Stiftung des bürgerlichen Rechts‹ eine neue Satzung, nach der sie »das Andenken an den Schriftsteller Karl May und seine Werke, deren erzieherische Absicht der Ausbreitung von Toleranz, Völkerverständigung und Friedensliebe galt, zu erhalten und zu pflegen« hat. Erst seit dieser Zeit wurde in der Stiftung wie auch in dem von ihr betriebenen Museum das Fehlen des schriftlichen Nachlasses Mays – der schon 1913 dem Verlag zur ›unumschränkten Ausnutzung‹ überlassen wurde und nach dem Tode der Witwe Klara als Folge dieses Vertrages in den Besitz des Verlegers Euchar A. Schmid gelangte – thematisiert und zu einem erst jetzt aufgetretenen Phantomschmerz hochstilisiert. Die Karl-May-Gesellschaft hatte sich aber schon früh nach lebhaften Diskussionen

juristisch eindeutig positioniert. In einem Vertrag vom 16. September 1973 zwischen den Gesellschaftern des Karl-May-Verlages einerseits und Prof. Dr. Claus Roxin, damals Vorsitzender der Gesellschaft, sowie dem Jahrbuchverleger Heinz W. Hass andererseits erkannten Roxin und Hass an, »daß der Karl-May-Verlag im rechtmäßigen Besitz und im Eigentum von Karl Mays Nachlaß und Archiv ist«.⁴ Die Karl-May-Gesellschaft, so der Vertrag weiter, trat dieser Vereinbarung in allen Punkten bei und sie hat bis heute keine gegenteiligen Positionen vertreten. So verdienstvoll Wahls Blick in die Frühzeit der Stiftung ist, so macht er auch bewusst, dass bis jetzt detaillierte Forschungen zu ihrer weiteren Geschichte fehlen, die etwas Licht in das Dunkel des von Alpträumen durchsetzten Schlafes während der DDR-Zeit bringen könnten. Hier haben zwar Hainer Plaul und nach ihm in umfangreicher Form Nicolas Finke ausgiebig Dokumente über die Verstrickungen von Museums- und Stiftungsfunktionären in die Machenschaften der Staatssicherheit der DDR veröffentlicht, deren Reaktionen auf die Vorwürfe jedoch waren immer unpräzise, defensiv, und endeten in der Regel mit larmoyanten Schuldzuweisungen an die damalige »schwierige« Situation. Aber Leichen im Keller entwickeln in der Regel einen unangenehmen Geruch, der auch durch gutgemeinte Vernebelungsaktionen nicht zu beseitigen ist. Die Ankündigung, das Dresdner Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung mit einer Untersuchung zu diesen Verflechtungen zu beauftragen, ist lediglich eine unverbindliche Absichtserklärung geblieben, der bisher keine weiteren konkreten Schritte folgten.

Weithin vergessen ist heute, dass es der später unter Karl-May-Freunden so verfemte Arno Schmidt war, der als Allererster schon 1957 in einem Artikel in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« für Karl May einen Platz in der deutschen Hochliteratur reklamierte. Zu dieser Zeit hatte der damals 22 Jahre alte Hans Wollschläger gerade in Bamberg im Ustads-Verlag eine Stelle als freier Lektor angetreten und begonnen, eine Neuausgabe des Alterswerkes Mays zu erarbeiten. Da ihm das Essay Schmidts in Teilen »mit subjektiver Hitzigkeit«⁵ geschrieben und daher fehlerhaft erschien, verfasste er einen eigenen Beitrag, den die »FAZ« zwar nicht veröffentlichte, aber an Arno Schmidt zur gefälligen Kenntnisnahme weiterleitete. Damit begann eine ungewöhnliche und letztlich für beide Schriftsteller sehr fruchtbare Beziehung, deren ganze Komplexität erst durch ihren 2018 erschienenen Briefwechsel offenbar wurde. Schmidts öffentliches Eintreten für Karl May blieb jedoch folgenlos: Der Schriftsteller hatte von seinem Verlag das harmlose Label eines Volksschriftstellers aufgeklebt bekommen, das einen Umzug in den literarischen Olymp unnötig machte. Unter May-Forschern, die allesamt vom Wohlwollen des Bamberger Verlags abhängig waren, wurde allenfalls das Fehlen einer fundierten May-Biographie

bemängelt, und so gründete sich 1963 im Schatten des Verlags eine ›Arbeitsgemeinschaft Karl-May-Biographie‹, zu der auch Hans Wollschläger gehörte. Der aber, obwohl sich die Mitarbeiter der AG »bis zur Fertigstellung der Biographie der Beteiligung an parallelen und konkurrierenden Unternehmungen enthalten«⁶ sollten, arbeitete bereits an einer eigenen May-Biographie, die 1965 bei Rowohlt erschien und für die AG unerreichbare Maßstäbe setzte. Die AG selbst wurde schon bald nach ihrer Gründung ganz unvermittelt aus ihrer Ruhe gerissen, als Arno Schmidts provokante Studie ›Sitara und der Weg dorthin‹ erschien. Wir können heute nicht mehr das Entsetzen und den Schock ermessen, der viele Karl-May-Freunde und -Forscher richtiggehend tief ins Mark traf; der Germanist und Leiter der AG Heinz Stolte etwa schrieb von einem »gemeinen« Rufmord«, einem »fahrlässig-törichtem«, einfach nur dahingesudelten Werk, das wissenschaftlich ganz und gar »wertlos« sei. Einzig ein etwas später in die AG aufgenommenes Mitglied, der Göttinger Juraprofessor Claus Roxin, urteilte moderat; zwar seien so manche Einzelheiten von Schmidt falsch oder einseitig überinterpretiert worden, aber in dem Buch gebe es auch manche scharfsinnige Beobachtung, und überhaupt sei es doch eines der interessantesten Beispiele der Wirkungsgeschichte Mays. Albrecht Götz von Olenhusen hat nun eine, wie er sie nennt, »essayistische, das Material in keiner Hinsicht erschöpfende Studie« vorgelegt, die den verschlungenen (Kriegs-)Pfad zwischen Schmidt, Wollschläger und dem Karl-May-Verlag nachgeht. Seine These: Arno Schmidt konzipierte sein Buch ›Sitara‹ ganz bewusst als Kampfansage an den Verlag, gleichzeitig wollte er auch effektiv einen ›veritablen‹ Literaturskandal in Szene setzen (was ihm gelang). Von eigenartiger Ambivalenz, so Götz von Olenhusen weiter, war in dieser ungewöhnlichen *ménage à trois* die Rolle Hans Wollschlägers, Zuberlehrling Schmidts und ihm doch stilistisch überlegen, aber auch gehorsamer Maulwurf des Bargfelder Eremiten in den Archivkellern des Verlags. Trotz allen gegenseitigen Respekts: Eine bleibende freundschaftliche Beziehung erwuchs beiden nicht und Schmidt ließ den Kontakt abebben; zu autistisch wohl waren beide Schriftsteller in ihrer Charakterstruktur.

Die Semiotik, die Lehre von den Zeichenprozessen in Kultur und Natur, versteht sich als fachübergreifende Disziplin. Zeichen, etwa Bilder, Gesten oder Wörter, vermitteln Informationen und ihre Deutung ermöglicht uns eine Kommunikation. Durch sie ist die reale Welt lesbar, und sie, die Zeichen, strukturieren die reale Welt semiotisch und machen sie dadurch lesbar. Auch in Wissenschaften, die das Wort Semiotik nicht benutzen, ist sie eine grundlegende Disziplin; in der Medizin etwa haben die Zeichen den Namen ›Symptome‹ erhalten, und ihre Deutung ermöglicht das Verständnis einer Krankheit. Robert Spindler hat sich nun den ersten Band der

›Winnetou‹-Romane vorgenommen, der nicht nur als der populärste von Mays Reiseromanen gilt, sondern auch als exemplarisch für alle Wild-West-Erzählungen gelten kann, und dort hat er Zeichensysteme untersucht, mit denen der Leser die Realität erfasst. Da dieser Band, wie auch die meisten von Mays Reiseerzählungen, dem europäischen Realismus zugeordnet werden kann, eignet er sich, so Spindler, besonders gut für solch eine Untersuchung. Dazu besitzt er in *Old Shatterhand* eine Schlüsselfigur, »um diese Zeichensprachen einwandfrei zu entschlüsseln«. Dafür hat der Autor drei gut abgrenzbare Zeichensysteme herangezogen: das Fährtenlesen, die Physiognomik und drittens die Semiotik der Dinge, der unbelebten Gegenstände wie der Waffen. In den meisten Fällen können diese Zeichensysteme tatsächlich dem Leser Zugang zur – freilich fiktiven – Realität ermöglichen; das semiotische Universum ist also gut dechiffrierbar. Nur selten stimmen, wie Spindler anführt, Signifikant und Signifikat, das Bezeichnende und das Bezeichnete, nicht ganz überein. Karl May war bestenfalls von durchschnittlicher Statur, sein Alter Ego *Old Shatterhand* verfügt jedoch über geradezu hyperathletische Kräfte. Die daraus resultierenden Zeichenlesefehler haben gerade für Gegner oft fatale Folgen, nicht nur für den Kiowa-Krieger *Metan-akva* mit seinen *herculischen Körperformen*, sondern auch *Intschu tschuna* hatte vor dem berühmten Zweikampf – glücklicherweise – die Zeichen falsch gelesen. In der Beschreibung *Kara Ben Nemsis*, der anderen großen Wunschfigur Mays, gibt es auch eine kleine Devianz. May selbst deutete den Namen folgendermaßen: *Kara heißt »schwarz« und Ben Nemsi »Sohn der Deutschen«. Ich trug einen dunklen Bart und war ein Deutscher; daher dieser Name.*⁷ Realiter aber war Mays Haarfarbe fahlblond, gut sichtbar auf den vielen Kostümfotos von *May/Ben Nemsi*, die auch einen veritablen, noch dazu dunklen Bart des Helden vermissen lassen.

Ende des letzten Jahrhunderts hat sich im angloamerikanischen Wissenschaftsdiskurs ein ganz neues, vorwiegend interdisziplinär orientiertes Forschungsfeld etabliert, die ›Human-Animal Studies‹, in denen vielfältige Fragen wie etwa die kulturelle Repräsentation von Tieren oder auch die historisch unterschiedliche Interaktion von Mensch und Tier behandelt werden. In eines dieser Forschungsfelder, die ›Literary Animal Studies‹, hat sich *Julia Stetter* vertieft, hier die Rolle der Tiere in Mays Reiseerzählungen untersucht und dieses Bild mit den Tierdarstellungen in den späteren Verfilmungen verglichen. Ersteres hatte durchaus ambivalenten Charakter, denn wie vieles gehörten Tiere ganz simpel zur exotischen Kulisse seiner abenteuerlichen Erzählungen, und ihr erfolgreiches Töten war manchmal wichtiger Teil der Selbstdarstellung des Schriftstellers als unerschrockener Weltenbummler. Ein Foto seines Arbeitszimmers kommen-

tierte May wie im manischen Rausch: *Darunter ein von mir nur mit dem Messer genickter wilder Büffel. Links unten ein selbstgeschossener Grizzlybär. Oben der selbsterlegte afrikanische Löwe; über demselben der Fuß eines Rhinoceros, auch selbst geschossen; darüber ein Panther, welcher mich während des Schlafes überfiel.*⁸ Bewährung und Kampf aber, so Stetter, finden bei May nicht nur in Auseinandersetzungen mit Tieren statt, sondern auch mit Hilfe von Tieren, und diesen Punkt belegt sie ausführlich mit Passagen aus dem Orientroman, ja attestiert May gar ein herzliches Mensch-Tier-Verhältnis. Heute ist der einstige Großwildjägersmachismo, den der publikumsaffine Schriftsteller gelegentlich austestete, gänzlich obsolet; sichtbares frühes Zeichen dieses Paradigmenwechsels war der unerwartete Erfolg von Bernhard Grzimeks Dokumentarfilm ›Serengeti darf nicht sterben‹, der 1960 den Oscar erhielt und dem gerne dozierenden Frankfurter Zoologen per Fernseher den Weg in die deutschen Wohnzimmer ebnete. Fortan mussten sich alle Filme, auch die Verfilmungen der Karl-May-Romane, dieser neuen Tierfreundlichkeit anpassen. Das Verhältnis Mensch-Tier war eben nie statisch oder naturgegeben, sondern ist, wie die ›Animal Studies‹ betonen, seit jeher kulturellen und historisch-materiellen Bedingungen unterworfen.

Das ambitionierteste Projekt der Karl-May-Gesellschaft ist sicher die Erstellung und Vollendung der Historisch-kritischen Ausgabe der Werke Mays, die einst von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger initiiert und betreut wurde. Wie bei einem so hochfliegenden Unternehmen fast unvermeidbar, mussten mancherlei Schwierigkeiten überwunden werden, um dem Vorhaben solide Beine zu verschaffen; vor allem die Zahl der Bandbearbeiter und ihrer Herausgeber musste kräftig erweitert werden. Inzwischen ist die HKA zu einem Gemeinschaftsprojekt von Karl-May-Stiftung, Karl-May-Verlag und Karl-May-Gesellschaft erwachsen und der momentane Editionsplan sieht 104 Bände vor, von denen in den ersten vierzig Jahren bereits 66 Titel erschienen sind. Die Edition wird verantwortlich von Joachim Biermann geleitet und herausgegeben, der in seinem Beitrag die Konventionen dieser Ausgabe erklärt und somit nebenbei auch jeden Jahrbuchleser einlädt, sich erstmals oder auch zum wiederholten Male über die HKA zu informieren – und im Idealfall sich zum Kauf verleiten zu lassen.

Eine weitere wichtige Aufgabe der Karl-May-Gesellschaft besteht in einer möglichst umfangreichen Dokumentation der aktuellen Rezeption ihres Namensgebers. Hier hat Helmut Schmiedt in gewohnt souveräner Weise die Spuren Mays in der aktuellen Literatur kommentierend aufgespürt, während Michael Kunz ihren Niederschlag in den Medien umfassend zusammengestellt hat. Last, but not least hat Gunnar Sperveslage in

seinem Geschäftsführerbericht das erschwerte, aber auch ungebrochen vitale Leben der Karl-May-Gesellschaft in Zeiten der Pandemie skizziert.

Mit diesem Jahrbuch verabschiede ich mich als geschäftsführender Herausgeber aus dem Kreise meiner Kollegen. Nicht nur ihnen gilt mein Dank für die zurückliegende vertrauensvolle und immer fruchtbare Zusammenarbeit, sondern ganz explizit auch den Redakteurinnen und Redakteuren, die hinter den Kulissen immer wieder in zeitraubender, aber wertvoller Arbeit das Niveau des Jahrbuchs als Flaggschiff der Karl-May-Forschung hochgehalten haben. Wissenschaften, egal in welcher Richtung sie verankert sind, müssen in erster Linie exakt betrieben werden; dieses Postulat ist im Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft immer vorbildlich verwirklicht worden. In den Dank schließe ich alle die Mitglieder der Gesellschaft ein, deren nie erlahmendes finanzielles Engagement auch diese Publikation jetzt schon im 52. Jahr ermöglicht. Um die Zukunft des Jahrbuchs ist mir deshalb nicht bange; ich wünsche ihm und auch der Karl-May-Forschung, einer wahrhaft fröhlichen Wissenschaft, weiterhin viel Erfolg.

- 1 Karl May: Undatierter Brief. In: Karl May's Gesammelte Werke und Briefe Bd. 93: Briefwechsel mit Sascha Schneider. Mit Briefen Schneiders an Klara May u. a. Hrsg. von Hartmut Vollmer/Hans-Dieter Steinmetz. Bamberg/Radebeul 2009, S. 234–240 (239f.).
- 2 Kurt Tucholsky: Beilage zum Brief an Hedwig Müller vom 16. März 1935. In: Ders.: Die Q-Tagebücher 1934–1935. Hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky/Gustav Huonker. Reinbek bei Hamburg 1978, S. 182–187 (182).
- 3 Arno Schmidt: Abu Kital. Vom neuen Großmystiker. In: Ders.: Das essayistische Werk zur deutschen Literatur in 4 Bänden. Sämtliche Nachtprogramme und Aufsätze. Bd. 4. Zürich 1988, S. 125–152 (132).
- 4 Vereinbarung zwischen den Gesellschaftern des Karl May Verlages (...) und den Herren Prof. Dr. Claus Roxin und Verleger Heinz W. Hass. 16. September 1973 (Archiv der Karl-May-Gesellschaft).
- 5 Hans Wollschläger: Brief an die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 2.9.1957. In: Arno Schmidt: Der Briefwechsel mit Hans Wollschläger. Hrsg. von Giesbert Damaschke. Bd. IV der Arno-Schmidt-Brief-Edition. [Berlin] 2018, S. 7f. (7).
- 6 Mitteilungen der ›Arbeitsgemeinschaft Karl-May-Biographie‹ Nr. 2. Hamburg 1963, S. 2.
- 7 Karl May: Eine Befreiung. In: Ders.: Die Rose von Kairwan. Osnabrück 1894, S. 242–352 (246); Reprint Hildesheim/New York 1974.
- 8 Dieter Sudhoff/Hans-Dieter Steinmetz: Karl-May-Chronik. Bd. I 1842–1896. Bamberg/Radebeul 2005, S. 520.

STEFAN SCHMATZ

»Dieser scheußlichste aller Mörder,
die es gegeben hat und jetzt noch gibt«
Karl May und der Krieg

1. Was ist Krieg?

Dass die direkte Verknüpfung des Begriffs ›Krieg‹ mit dem Schriftsteller Karl May von der Forschung bisher erfolgreich umschifft wurde,¹ erstaunt umso mehr, als das Pendant ›Karl May und der Friede‹ bereits mehrfach im Fokus stand. Zu nennen sind hier vor allem Amand von Ozoróczy's gleichlautender Aufsatz im Karl-May-Jahrbuch 1928 und der 2013 von Holger Kuße vorgelegte Sammelband ›Karl Mays Friedenswege‹.² Für die postume May-Rezeptionsgeschichte spielte der Krieg eine nicht unwesentliche Rolle, da insbesondere der Erste Weltkrieg dem Werk des Schriftstellers, das zeitweise in Vergessenheit zu geraten drohte, einen nachhaltigen Wiederaufschwung bereitete.³ In den Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war man erklärlicherweise bemüht, Karl May von den absurden Vorwürfen des Nazismus und der Kriegstreiberei reinzuwaschen und ihn als Friedensfürsten zu etablieren.⁴ Danach wurde das Thema Krieg als solches aus der May-Forschung konsequent ausgeblendet und tauchte allenfalls als untrennbarer Gegenpart zum Frieden in Arbeiten zu Mays Pazifismus auf. Gleichwohl durchzieht der Krieg als Topos das Gesamtwerk Karl Mays – durchgehend und einer im Grundsatz konstanten, im Laufe der Zeit aber in Facetten differierenden Bewertung durch den Autor unterliegend. Wie May den Krieg darstellte und welche Position er zu ihm bezog, sind die Leitfragen dieser Studie.

Der Krieg ist so alt wie die Menschheit. Für »aller Dinge Vater« hielt ihn der griechische Philosoph Heraklit,⁵ als die »bloße Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln« sah ihn der preußische Militär Carl von Clausewitz.⁶ Bruno Cabanes, Lehrstuhlinhaber für Kriegsgeschichte an der Ohio State University, ist überzeugt, »dass der Krieg eine gesamtgesellschaftliche Tatsache ist und außerdem ein kultureller Akt«.⁷

Politisches, ideologisches, bisweilen auch persönliches Machtstreben, der Kampf um territoriale oder materielle Ressourcen, manchmal auch die bloße Lust an der Eroberung beenden den Zustand des Friedens; die verschiedenen Kriegsgründe, auch religiöser oder kultureller Natur, greifen

ineinander und bedingen sich gegenseitig. Die Kriegsführung erfordert eine hinreichend große Armee, die durch Zwang, Überzeugung, Angst, Manipulation oder Aussicht auf Sold bzw. Beute rekrutiert werden muss. Feindbilder werden geschaffen, und eine propagandistische Klassifizierung der Kriegsparteien in Gut und Böse, am Ende in Sieger und Verlierer wird vorgenommen. Kriege schaffen neue politische und sozioökonomische Verhältnisse, können flächendeckende Vernichtung bringen, aber auch zum technischen Fortschritt der Menschheit beitragen.

Das in vielen Fällen von May nachweislich als Quelle herangezogene⁸ zeitgenössische Universallexikon ›Pierer‹ beschreibt den Krieg als »Kampf mit Armeen«; er »entspringt aus den politischen Entwicklungen staatlicher Interessen u. ist als das letzte, das gewaltsamste Mittel zu betrachten, dessen sich die Staaten zur Durchsetzung ihrer politischen Absichten bedienen«.⁹ Verschiedene Spielarten werden aufgezählt.¹⁰ Hinsichtlich der Kriegsführung differenziert der ›Pierer‹ in Angriffs- und Verteidigungskrieg sowie den großen Krieg, »in welchem bedeutende Massen auftreten«, und den kleinen Krieg, »welcher durch Operationen mit geringen Streitmitteln den großen K. sichern und unterstützen soll« (mit dem Partisanen- oder Guerillakrieg als Zweig davon). Ferner wird unterschieden zwischen dem »Fürsten- od. Cabinetskrieg, wo es sich hauptsächlich um das Interesse des Staatsoberhauptes, u. Volkskrieg, wo es sich um die Interessen der gesammten Bevölkerung eines Staates handelt«.

Noch für das 1911 am Ende von Mays literarischer Produktion erschienene ›Kleine Konversations-Lexikon‹ von Brockhaus ist Krieg »der gewaltsame Kampf zwischen Völkern und Staaten (Staaten-K.), auch zwischen feindlichen Parteien in demselben Staate (Bürger-K.)«. Auch hier trennt man »nach der Ausführung und Bedeutung der Kriegshandlungen Großen K., wo der Kampf der Heere die Entscheidung herbeiführt, und Kleinen K., wo schwache Abteilungen den Feind im einzelnen zu schädigen suchen, ohne eine Entscheidung herbeiführen zu können«.¹¹ Neu hinzugekommen sind völkerrechtliche Bestimmungen, insbesondere die Genfer Konvention über die humane Versorgung von Kriegsgesangenen (1864), das Abkommen der Haager Friedenskonferenz über die Ausdehnung der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges auf den Seekrieg (1899) und die Haager Landkriegsordnung mit der Trennung von Kombattanten und Zivilisten (1907).

Der Kulturhistoriker Bernd Hüppauf konstatiert in seinem Werk ›Was ist Krieg?‹, dass dieser »über Jahrhunderte den Horizont der Lebenszeit (bildete), als Erfahrung auf einem Schlachtfeld für wenige und als das Lebensgefühl einer permanenten Bedrohung für viele«.¹² Einer Antwort auf die im Buchtitel selbst gestellte Frage, die er eine »intellektuelle Heraus-

forderung«¹³ nennt, kann sich Hüppauf in seinem über fünfhundertseitigen Opus nur annähern. Auch der Politologe Jean-Vincent Holeindre resigniert, wenn er schreibt, es habe seit 1945 »über den Begriff [Krieg] selbst (...) nie so wenig Übereinstimmung gegeben«. ¹⁴ Juristen bevorzugen den Begriff ›bewaffneter Konflikt‹. Der reguläre, symmetrische, konventionelle Krieg, kurzum »das traditionelle Modell des Krieges«, befinde sich »seit dem 19. Jahrhundert in der Krise«. ¹⁵ Im Zeitalter des ›Kriegs gegen den Terrorismus‹, nahezu ausschließlich asymmetrischer Konflikte, von Cyberwar und Drohneneinsatz sind ganz andere Begriffsklärungen erforderlich als für die Jahre zwischen 1874 und 1912, den Zeitraum, in dem May sein literarisches Werk zu Papier brachte.

Der Krieg als ›Vater aller Dinge‹ ist auch Vater vieler Erzählungen Karl Mays. Ob dabei ›nur‹ ein bewaffneter Konflikt oder ein Krieg vorliegt, hängt von der Sichtweise ab, wobei die Hochstufung des einen oder die Abwertung des anderen Begriffs oft diskussionswürdig sind. Auch gibt das nicht klar trennbare Begriffspaar ›großer‹ und ›kleiner‹ Krieg Raum für Auslegungen. Nun sind bewaffnete Konflikte mit ›Kriegern‹ ein essentieller Bestandteil des May'schen Œuvres, ¹⁶ vom Frühwerk bis in das Bergland von El Hadd. Die Frage, welche Organisationsstrukturen der sich bekriegenden Parteien als Staatswesen anzusehen sind, lässt Interpretationsspielraum, der bei komplex organisierten Indianer- oder Beduinestämmen variabel ausgeschöpft werden kann. In Mays gängigen Reise- und Jugenderzählungen stehen sich ständig Kampfgruppen gegenüber, und wenn – wie oft – nur wenige Akteure gegen große Gruppen agieren, sind die Kämpfe asymmetrischer Natur. Da die Analyse all dieser Konflikte, von denen es in Mays Werk wimmelt, eine Mammutaufgabe darstellt, wollen wir uns auf Kriege im engeren Sinn konzentrieren, also idealerweise Konfrontationen zwischen Staatsgebilden, in denen die Kombattanten einen gewissen Zwang verspüren, am bewaffneten Konflikt teilzunehmen. Den Begriff der Armee als größeres Kollektiv zugrunde legend, ist die Beteiligung mindestens einer solchen Struktur mit hohem Organisationsgrad gefordert. Ansonsten handelt es sich eher um ›bewaffnete Konflikte‹. Kriterien wie ein Minimalzeitraum oder eine Mindestanzahl an Opfern sollen unbeachtet bleiben. Das Augenmerk richtet sich auch auf den in engem Zusammenhang mit dem Krieg stehenden Begriff ›Schlacht‹, die der ›Pierer‹ als »ein größeres Gefecht, in welchem bedeutende Truppenmassen gegen einander kämpfen u. welches einen od. mehre Tage währt«, definiert. ¹⁷

Eine zentrale, auch für Karl May essentielle ethische Problematik liegt seit der Antike in der Frage nach dem gerechten Krieg, dem *bellum iustum*, den höchstens eine der Parteien führen kann. Handelt der Gegner

unrecht, bedeutet dies noch lange nicht, dass man selbst auf der ›gerechten‹ Seite steht.¹⁸ Erforderlich ist, zum einen zu klären, unter welchen Bedingungen ein Krieg gerecht ist und geführt werden darf (*ius ad bellum*), und zum anderen, wie ein Krieg gerecht geführt wird (*ius in bello*).¹⁹ Während letztere Frage in unserer Zeit im Mittelpunkt steht und erstere kaum noch Beachtung findet, stand das *ius ad bellum* über Jahrhunderte im Fokus, von antiken Philosophen²⁰ über die Kirchenväter zu den Scholastikern, die jeweils den gerechten Krieg kriteriengeleitet definierten. Augustinus von Hippo fügte dem urchristlichen Pazifismus bellizistische Argumentationsmuster hinzu. Seine später von Thomas von Aquin weiterentwickelte Lehre vom gerechten Krieg fußte insbesondere auf der Autorität eines Kriegsherrn – Gott oder Fürst – und dem gerechten Kriegsgrund. Über das ganze Mittelalter hinweg war die Lehre bestimmend, dass Christen an Kriegen teilnehmen dürften, sofern sie dem Frieden dienen: »(...) der Krieg wird geführt, damit der Friede errungen wird. Sei deshalb auch, wenn du Krieg führst, ein Friedensstifter (...)«.²¹ Um 1600 trat diese Idee in den Hintergrund, der Bellizismus blühte auf und fand dann zweihundert Jahre später erneut eine Begründung im gerechten Krieg. »Patriotismus, Nationalismus und die unselige Allianz zwischen Vaterlands- und Gottesliebe hatten die Nationen (...) durchglüht«.²² Der Nationalstaat, der den Krieg zu seiner Sicherung brauchte, akzeptierte ihn nicht nur, sondern verherrlichte ihn sogar. Zwangsläufig galt die Bereitschaft, im Kampf das Leben zu lassen, als »selbstverständliche sittliche und religiöse Pflicht«.²³ Karl May wurde in diese bellizistische Epoche hineingeboren.

2. Biographische und historische Voraussetzungen

Von Karl May selbst miterlebte bewaffnete Konflikte waren die Unruhen in seiner Heimatstadt anlässlich der Revolution von 1848, während derer sein Vater in der Hohenstein-Ernstthaler Bürgerwehr eine aktive Rolle spielte.²⁴ Mays eigene kriegerische Erfahrungen beschränkten sich auf das Spiel in seiner Kindheit, und zwar nicht nur mit Altersgenossen,²⁵ sondern auch mit seinem Vater.²⁶ Grundsätzlich war May als direkter Untertan der schönburgischen Rezessherrschaften zum Militärdienst verpflichtet. Die Fürsten hatten jedoch fast alle wichtigen Rechte an das Königreich Sachsen übertragen, so auch das Militärwesen.²⁷ Gemäß den geltenden Gesetzen begann Mays Dienstpflicht am 1. Januar 1862, die Musterung erfolgte aber erst zum Jahresende. Am 1. Januar 1863 hätte der sechs Jahre dauernde aktive Dienst, gefolgt von zwei Jahren in der Reserve, begonnen;²⁸ im

Kriegsfall wäre es zu einer Verlängerung gekommen. In Sachsen bestand für wohlhabende Bürger bis 1867 die Möglichkeit, sich gegen Bezahlung von 200 Talern ans Kriegsministerium vom Militärdienst freizukaufen.²⁹ Da diese Option May aus naheliegenden Gründen nicht zur Verfügung stand, erschien er am 1. November 1862 zur Rekrutenaushebung beim Ernstthaler Stadtrat. Bei der eigentlichen Musterung am 6. Dezember 1862 in Glauchau befand der Bataillonsarzt Dr. Horn May für untüchtig, was diesen des achtjährigen Militärdiensts enthob.³⁰ Ein Makel war diese Beurteilung keineswegs, da nur fünf von 46, also gut 10 Prozent der Mitkonfirmanden, tauglich waren.

Die dreieinhalb Jahre vom 14. Juni 1865 bis zu seiner vorzeitigen Entlassung am 2. November 1868 verbrachte Karl May im Arbeitshaus Schloss Osterstein in Zwickau. Den Deutsch-Österreichischen Krieg von 1866, an dem auf der Seite Österreichs auch 32 000 Sachsen teilnahmen, verfolgte May hinter Gittern. Zur Entscheidungsschlacht bei Königgrätz am 3. Juli befand sich May bereits ein gutes Jahr im Arbeitshaus. Während u. a. Kurhessen und das Königreich Hannover von Preußen annektiert wurden, kam das besiegte Sachsen glimpflich davon. Mit der neuen Verfassung des Norddeutschen Bundes vom 16. April 1867 wurde die sächsische Armee in das neue Bundesheer unter dem Oberbefehl des preußischen Königs integriert; die sächsischen Truppen kommandierte jedoch nach wie vor der König von Sachsen. Bereits im folgenden Frühjahr und Sommer erhielten die Sachsen Uniformen nach preußischem Muster, dunkelblaue Waffenröcke und Pickelhauben.

Während sich bei Mays Entlassung aus Osterstein »draußen« nur wenig geändert hatte, erwies sich die vierjährige Haftstrafe im Zuchthaus Waldheim, die May vom 3. Mai 1870 bis zum 2. Mai 1874 absaß, in dieser Hinsicht als gravierender. Den Deutsch-Französischen Krieg erlebte er in Haft. Der Mobilisierungsbefehl für Sachsen war am 16. Juli 1870 ergangen;³¹ ihre Feuertaufe erlebten die Truppen im Dorf Sankt Privat während der Schlacht bei Gravelotte am 18. August. Nicht unwahrscheinlich ist, dass May vom Zuchthauspersonal in demütigender Weise erfuhr, als wie entehrend es galt, gerade diese »glorreiche« Zeit hinter Gittern verbringen zu müssen. Aufgrund der Zuchthausstrafe ging er seiner bürgerlichen Ehrenrechte in Teilen verlustig, denn das Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund sah in diesem Fall »die dauernde Unfähigkeit zum Dienste in dem Bundesheere und der Bundesmarine« vor.³² May war nach der Haftstrafe also auf Lebenszeit wehrunwürdig und somit auf doppelte Weise vom Militär- und möglichen Kriegsdienst ausgeschlossen. Hans Wollschläger kommentierte bissig, »daß sich die Erwerbung einer Zuchthausstrafe damals als erwägenswerte Alternative zur Allgemeinen Militär-

pflicht anbot«. ³³ Die Haftstrafen hätten May der Möglichkeit beraubt, »im 66er oder 70/71er Krieg für sein (...) Vaterland umzukommen«. ³⁴

Als Karl May Waldheim verließ, war er Bürger des Deutschen Reiches. Der Krieg 1870/71 und die Reichsgründung hatten infolge des nicht zuletzt den französischen Reparationszahlungen zu verdankenden wirtschaftlichen Aufschwungs einen erheblichen Einfluss auf Mays einsetzende Schriftstellerkarriere. Neben dem neuen Gewerberecht und dem Inkrafttreten des ›Reichspreßgesetzes‹ vom Mai 1874 ließ die Schaffung eines einheitlichen Marktes mit gemeinsamer rechtlicher Basis zahlreiche neue Zeitungen und Zeitschriften florieren. Wie viele andere war May ein indirekter Profiteur des Krieges.

An realen Kriegen, die er in seinem Werk verarbeiten konnte, mangelte es nicht. Einen ersten Block kriegerischer Auseinandersetzungen bilden die Revolutionskriege und die Kriege Napoleons I. (1792–1815), insbesondere die ›Befreiungskriege‹ (1813–1815), die May in seinen Werken mit historischem Hintergrund thematisierte, so in ›Robert Surcouf‹ und in den zu jener Zeit spielenden Handlungsteilen des Romans ›Die Liebe des Ulanen‹, wo leibhaftige Feldherrn wie Napoleon I. oder Blücher in die Handlung eingreifen. Nicht nur sind dies die historisch frühesten Kriege, die in Mays Werk eine wichtige Rolle einnehmen, auch für die Geschichtswissenschaft bilden sie eine denkwürdige Zäsur: »Zwischen der Französischen Revolution und der Mitte des 19. Jahrhunderts veränderten sich die Kriegspraktiken erheblich«, ³⁵ und zwar unter mehrerlei Aspekten. Die Französische Revolution brachte vor allem einen radikalen politischen Umbruch in der Kriegsführung. Gab es im Ancien Régime ein von aristokratischen Militärs geführtes Berufsheer, wurden nun alle Gesellschaftsschichten in einer Armee gebündelt, die von intrinsischer Motivation und einem erwachenden nationalen Bewusstsein geprägt war. Diese Entwicklungen in der französischen Revolutionsarmee – die allgemeine Wehrpflicht und die »Nationalisierung der Konflikte« ³⁶ – fanden sich mit einiger Verzögerung, während der Befreiungskriege, auch im preußischen Heer wieder. Nicht mehr Dynastien bekriegt sich, sondern Völker. Clausewitz fasste diese von ihm analysierten Entwicklungen folgendermaßen zusammen: »Nicht der König bekriegt den König, nicht eine Armee die andere, sondern ein Volk das andere, und im Volke sind König und Heer enthalten«. ³⁷ Die weiteren Neuerungen der Kriegsführung waren die »Erfindung des ›totalen Krieges‹« ³⁸ und die rasant voranschreitende technologische Entwicklung.

Der Wiener Kongress (1814/15) hatte Europa nicht nur die Restauration der innenpolitischen Verhältnisse und das Biedermeier beschert, sondern nach den langen Kriegsjahren auch stabile friedliche Zustände. Die sich

nun fernab in der Exotik abspielenden Konflikte lieferten Stoff für zahlreiche Abenteuer-Romanciers, etwa der Erste Anglo-Afghanische Krieg (1839–1842), der Erste Opiumkrieg (1839–1842), der Mexikanisch-Amerikanische Krieg (1846–1848) und der Krimkrieg³⁹ (1853–1856). Karl May griff sich aus diesem Block von Kriegen, die vor Beginn seiner schriftstellerischen Karriere ausgetragen worden waren, den Bürgerkrieg in Mexiko (1857–1861), dem eine französische Invasion folgte (1861–1867), heraus. Auch auf den parallel dazu geführten Amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) als Krieg, der erstmals einschneidend in die Mitte einer westlichen, bürgerlichen Gesellschaft drang, ging May ein. Im Krim- und im Sezessionskrieg hatten Kriegsphotographie und -berichterstattung aufzublühen begonnen, und als Folge der verstärkten medialen Inszenierung rückten kriegsrechtliche Aspekte immer stärker ins Bewusstsein der Öffentlichkeit. Humanitäre Bestrebungen, die durch Florence Nightingale und Henri Dunant repräsentiert werden, minderten viel Leid, ohne den Krieg an sich in Frage zu stellen. Insgesamt war »die Periode von 1815 bis 1914 in Europa durch einen Rückgang der durch Krieg verursachten Tode geprägt«. ⁴⁰ In der zweiten Hälfte dieser global gesehen an Kriegen nicht armen Epoche kam es, ab Mitte der 1860er Jahre, schließlich auch im Kleinstaaten-Deutschland zu kriegerischen Auseinandersetzungen, welche die deutschen Länder und mithin auch Sachsen direkt involvierten: zum Deutsch-Dänischen Krieg (1864), zum Preußisch-Österreichischen Krieg (1866) und schließlich zum Deutsch-Französischen Krieg (1870/71), welcher mit der sich daraus ergebenden Reichsgründung für die Deutschen in eine mehr als vier Jahrzehnte währende Friedensperiode mündete. ⁴¹ Der Krieg erwies sich hier, wie schon im revolutionären Frankreich und wenig zuvor in den italienischen Einigungskriegen (1848/49, 1859, 1866), als konstitutiv für den Nationalstaat. Die bellizistische Grundstimmung sollte die folgenden vierzig Jahre, zeitlich nahezu kongruent mit der schriftstellerischen Karriere Karl Mays, prägen und das vorherrschende historische Narrativ bestimmen.

Während seiner aktiven Zeit als Autor, also vom Ende der Gründerzeit bis zum Hochimperialismus im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts, musste Karl May keine weiteren Kriege zwischen Deutschland und anderen europäischen Mächten erleben. Mehr noch, auf zentraleuropäischem Boden fanden in diesem Zeitraum überhaupt keine bewaffneten Konflikte statt. Stattdessen führten die imperialistischen Mächte Kolonialkriege. Es waren überwiegend »kleine Kriege« mit asymmetrischen Gegnern, die man seit dem Spanischen Unabhängigkeitskrieg (1808–1814) Guerillakriege nannte ⁴² und die nach dem Zweiten Weltkrieg als Kolonial-, Bürger- und Antiterrorkriege die Mehrzahl kriegerischer Handlungen ausmachen. »Die

in diesen Konflikten eingesetzten militärischen Mittel haben sich seit 1800 deutlich weniger verändert als im Fall der symmetrischen Kriege zwischen souveränen Staaten.«⁴³ Parallel zu den ersten Jahren von Karl Mays schriftstellerischer Tätigkeit wurden in dieser Kategorie u. a. die Indianerkriege wie der Nez-Percé-Krieg (1877) und in Südafrika der Zulu-Krieg (1879) sowie der Erste Burenkrieg (1880–1881) geführt. Den Anglo-Ägyptischen Krieg (1882) mit dem sich anschließenden Mahdi-Aufstand (1883–1889)⁴⁴ verwendete May als Hintergrund für eine Reiseerzählung im ›Deutschen Hausschatz‹ und eine Jugenderzählung im ›Guten Kameraden‹.⁴⁵ Der Boxeraufstand (1900–1901) war Anlass für Mays Beitrag ›Et in terra pax‹ zum Sammelband ›China‹,⁴⁶ in dessen späterer Erweiterung für die Buchausgabe auch der Erste Opiumkrieg Erwähnung fand.⁴⁷ Der Zweite Burenkrieg (1899–1902) und der Aufstand der Herero und Nama (1904–1908) wurden von Karl May nicht thematisiert.

Der Russisch-Osmanische Krieg (1877–1878) lieferte Kolorit für den Kolportageroman ›Deutsche Herzen – Deutsche Helden‹.⁴⁸ Auf den Russisch-Japanischen Krieg (1904–1905)⁴⁹ bezog sich May nicht nur in Briefen an den Maler Sascha Schneider⁵⁰ und die bayerische Prinzessin Marie Therese,⁵¹ sondern auch in seinem Werk ›Ardistan und Dschinnistan‹.⁵² Dieser Konflikt mit mehreren hunderttausend Kombattanten in den Feldschlachten blieb – nicht zuletzt von ausländischen Militärbeobachtern – in seinen neuen Qualitäten unterschätzt. Gräben, Stacheldraht, Maschinengewehre und massiver Granateneinsatz gaben nämlich durchaus einen Vorgesmack auf das, was Europa ein Dezennium später bevorstand.

Im Übergang zum 20. Jahrhundert trat der Krieg in eine neue Phase ein. Diese war geprägt von einer noch stärkeren Vermassung der Armeen, einer klareren Ideologisierung der Soldaten und einer beispiellosen Zerstörungskraft.⁵³

Letztlich waren dies dieselben Faktoren, die bereits die Entwicklung während der Revolutionskriege geleitet hatten, nur in qualitativ und vor allem quantitativ deutlich größerem Ausmaß. Die Wehrpflichtarmeen wuchsen beachtlich im Umfang und die Nationalisierung der Bevölkerung wurde noch intensiver und gezielter betrieben. Die Grenze zwischen den Kombattanten und der Zivilbevölkerung verschwamm immer mehr. Mit neuen Technologien – »billiger Stahl, moderne Chemie, Verbrennungsmotor« seien beispielhaft genannt⁵⁴ – konnten immer neue und tödlichere Waffen produziert werden. Als Gegenbewegung zu dieser kulminierenden bellizistischen Progression erwuchs das zarte Pflänzchen des Pazifismus, das ohnmächtig zuschaute. Auch Karl May hat es gegossen, wie hinreichend bekannt und ausführlich dokumentiert ist.⁵⁵ Im Zentrum der weiteren

Überlegungen soll allerdings seine Sichtweise auf den Krieg stehen, auch wenn Krieg und Frieden als zwei Seiten einer Medaille nicht eindeutig voneinander zu trennen sind.

Über all die zeitgenössischen Konflikte in exotischen Gefilden und in europäischen Grenzgebieten wie dem Balkan wurde May durch Zeitungen und Zeitschriften hinreichend informiert. Während ein Krieg in seinen Werken nicht selten den Hintergrund, die (fremdländische) Kulisse oder den Erzählanlass abgibt, wurde er nur in wenigen Fällen zum zentralen Thema oder gar zur Bühne erhoben. Bisweilen spielt die Handlung aber direkt im Kriege. Mays erster Großroman, »Scepter und Hammer«, der den bewaffneten Konflikt zweier fiktiver europäischer Staaten thematisiert, und der Fortsetzungsroman »Die Liebe des Ulanen« mit dem inzwischen historischen, bei seinem Erscheinen noch zeitgenössischen Untertitel »aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges« verdienen besondere Beachtung. Der Krieg spielt auch danach immer wieder eine Rolle im Werk Mays, doch erst am Ende seiner Karriere wandte er sich in seinen Prosatexten dem Krieg zwischen Staaten wieder zu, besonders in seinem großen Friedensroman »Ardistan und Dschinnistan«, einem Werk, das den Krieg programmatisch zum Thema macht, um ihn im Verlauf der Handlung aus den Augen zu verlieren.

3. Der Krieg in Karl Mays Frühwerk

Zu den frühesten bekannten Veröffentlichungen Karl Mays zählt das 1875 erschienene Gedicht »Rückblicke eines Veteranen am Geburtstage Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen«,⁵⁶ welches dem Landesherrn in schwülstigen Worten huldigt, indem zahlreiche Schlachten, an denen Albert teilgenommen hatte, vor dem Auge des Rezipienten Revue passieren. Nicht ohne Grund hat Hainer Plaul das panegyrische Gedicht, in dessen 76 Zeilen der Krieg geradezu verherrlicht wird, als »peinliche(s) Machwerk« bezeichnet.⁵⁷ Der aus dem Zuchthaus Entlassene stellte sich selbst hier gleichsam auf Vorrat einen »Persilschein« aus, den er sich später nicht scheute, eigeninitiativ vorzuzeigen. Dabei ist das Gedicht ein einziger Selbstbetrug, denn weder war May Veteran noch hatte er gedient, war sogar wehrunwürdig und dürfte bei der Niederschrift keinerlei innere Anteilnahme verspürt haben. Man mag versucht sein, das Werk als klammheimliche Persiflage zu verstehen. Wie May das Gedicht in die Zeitschrift eines Militärvereins hat schmuggeln können, ist nicht bekannt; es ist anzunehmen, dass er über eine Kontaktperson verfügte, die den Abdruck vermittelt hatte. So verständlich es ist, dass sich May, nach der Haftentlassung ohne

gesicherte Existenzgrundlage dastehend, anboterte, so überraschend bleibt die Wiederverwertung des Gedichts unter dem Titel ›Der Löwe Sachsens‹ in leicht veränderter Fassung im Jahre 1902 als Sonderdruck, den auch mehrere Zeitungen veröffentlichten.⁵⁸

In zeitlichem Zusammenhang mit einer beiläufigen Erwähnung des Krieges als *größeste(r) und häßlichste(r) Gegensatz der Liebe* in den ›Geographischen Predigten‹⁵⁹ stehen Mays Beiträge zum ›Buch der Liebe‹. Auch hier sammeln sich kalenderspruchartige Banalitäten und Plattitüden, die ebenso in den ›Himmelsgedanken‹ ihren Platz hätten finden können (*Das edelste Naß heißt Menschenblut; ein einziger Tropfen von ihm kann mit allem Gelde der Erde nicht bezahlt werden.*⁶⁰). Am Ende der ersten Abteilung jedoch bezieht May ausführlich zum Thema Krieg Stellung; diese Zeilen verdienen umso mehr Beachtung, als sie erst Jahrzehnte später mit diesem Stellenwert wieder aufgegriffen werden. Nach einer grundsätzlichen Verdammung des Krieges, die jedem Pazifisten zur Ehre gereichte,⁶¹ beginnt May zu relativieren, man dürfe *dem Kriege nicht geradezu alle und jede Berechtigung absprechen*, vielmehr sei es

eine heilige Verpflichtung eines jeden staatlichen Körpers, sich gegen jede Verletzung irgend eines seiner von außen bedrohten Rechte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, und sei es mit der Waffe in der Faust, zu wehren (Buch der Liebe, S. 143).

Das lässt aufhorchen, denn damit verurteilt May in letzter Konsequenz nur den Angriffskrieg. Nicht der Krieg per se ist also das Problem, sondern vielmehr der Aggressor. Diese von May bis zum Lebensende beibehaltene Perspektive verleiht seinem Werke jene Ambivalenz, die es ermöglicht, dass sowohl Pazifisten als auch Bellizisten sich darauf berufen können. Seinem politischen Weltbild⁶² entspricht ferner, dass der Staat mit Waffengewalt *gefährliche innere Zustände, z. B. Revolution etc. mit aller Kraft ... unterdrücken* dürfe. Ein weiterer *Vortheil* des Krieges sei die Bewahrung vor *Verweichlichung* und die Tatsache, dass *unter dem Donner der Geschütze die Blume des Nationalbewußtseins, des Patriotismus und der Vaterlandsliebe am leichtesten erblüht*. Von diesen sehr konkret benannten Nutzenanwendungen würden die *Nachtheile* allerdings *nicht im Geringsten aufgewogen*, die ökonomischer (*Verschwendung ... der wirthschaftliche Ruin vieler Millionen von Menschen*) und immaterieller Natur (*das Herzeleid Derer, welche den Verlust ihrer Lieben zu bedauern haben*) sein können (ebd.). May benennt Kriegsarten in lexikalischer Manier: *Bürger- oder Religionskrieg, Vertheidigungs- oder Angriffskrieg, Landkrieg oder Seekrieg*. Er charakterisiert den Krieg *durch die Auflösung der Staatsverhält-*

nisse der sich bekämpfenden Mächte. Immerhin würden gewisse Rechtsgrundsätze befolgt, aber auch mit den in neuerer Zeit getroffenen segensreichsten Vereinbarungen bleibe der Krieg für unsere Zeit ... verwerflicher als für die vergangenen Jahrhunderte. Dass die Schuldigen diejenigen sind, welche ihren politischen Traditionen oder dem Gelüste ihres Ehrgeizes das Leben von Tausenden ihrer Unterthan zum Opfer bringen, schlägt eine bemerkenswerte Brücke zum Spätwerk mit seinem Kriegsherrn, dem Mir von Ardistan. Letztlich bleibt der Krieg für May unumgängliche Realität, die sich nicht ohne weiteres beseitigen lässt, insbesondere nicht durch das Individuum: In Agonie verharrend wartet es auf eine bessere Zukunft. Mithin bleibt May am Ende seiner Gedanken zum Krieg nur der Verweis auf himmlische Gesetze und damit die Verlagerung ins Utopische. May fasst seine widersprüchliche Haltung in einer undeutlichen Formulierung zusammen: ... *der Menschenfreund mag doch die Frage, ob der Krieg denn wirklich eine so unumgängliche Nothwendigkeit sei, nicht mit einem unbedingten Ja beantworten.* (Buch der Liebe, S. 144)

In Mays frühen Erzählungen und Novellen spielt der Krieg eine nicht hinterfragte Rolle, so im Ritterroman »Der beiden Quitzows letzte Fahrten« aus der »Jugendzeit des Hauses Hohenzollern«. ⁶³ Viele historische Erzählungen, zum großen Teil Geschichten um den Alten Dessauer, haben Kriege als Hintergrund, den Ersten (1740–1742) ⁶⁴ und Zweiten Schlesischen Krieg (1744–1745), ⁶⁵ die Befreiungskriege (1813–1815) ⁶⁶ sowie den Großen Nordischen Krieg (1700–1721); ⁶⁷ doch sie bleiben weit in der Ferne, zentrales Element ist die Werbung neuer Kombattanten.

»Der Gitano« ⁶⁸ spielt im Spanien des Dritten Karlistenkriegs (1872–1876). »Der Boer van het Roer« ⁶⁹ hat einen exotischen Hintergrund, die Auseinandersetzung zwischen Buren und Briten sowie den Krieg zwischen den Zulu-Königen Dingaan und Mpande (bei May *Panda*) (1840). In »Auf der See gefangen« dient der amerikanische Bürgerkrieg zur See als handlungskonstituierendes Element; Prinz Max ist »Offizier bei der Vereinigten Staaten-Marine«. Heinz, Diener des Fürsten Otto Victor und Veteran des Krieges von 1814, freut sich nachgerade euphorisch über den Kriegsausbruch in den Staaten. ⁷⁰ Der Kaperkapitän Robert Surcouf als Partizipant der Revolutionskriege dagegen beklagt gegenüber Napoleon »den Feldherrn, der den Krieg nur um des Krieges willen führt«. Ganz im Sinne des »Buchs der Liebe« ist der Krieg für ihn »eine traurige Nothwendigkeit; er soll geführt werden, wenn ihn ein großer Zweck erheischt, und nur so, daß dieser Zweck auch erreicht wird«. ⁷¹

Eine Schlüsselstellung nimmt der Krieg im bemerkenswerten Roman »Scepter und Hammer« ⁷² ein. Hartmut Wörner hat zentrale Aussagen zu den drei darin wankenden Säulen von Mays Weltbild – König, Gott und

Vaterland – herausgearbeitet.⁷³ In der Tat schreibt May hier stark wie nie oppositionell zur bestehenden Ordnung. Es ist neben ›Die Liebe des Ulanen‹ das einzige Werk, das sich einen Krieg zwischen zwei europäischen, in ihrer ökonomischen und militärischen Potenz vergleichbaren⁷⁴ Staaten zum Thema setzt. Es geht um einen *heftigen Zollkrieg* (Scepter, S. 82) zwischen zwei fiktiven Staatengebilden, Erzfeinden par excellence mit geschichtlich verwurzelter Rivalität.⁷⁵ Im Gegensatz zu allen anderen Anlässen, zu denen sich May zum Thema Krieg äußert, wird hier die aufgrund der monarchistischen Strukturen nicht mögliche Partizipation des Volkes in Form einer parlamentarischen Mitbestimmung beklagt.⁷⁶ Im Widerspruch dazu herrscht gerade in der einfachen Bevölkerung eine fatalistische Obrigkeitshörigkeit, die beispielhaft in den Ansichten eines Matrosen zum Ausdruck kommt, der in seiner Naivität den Krieg als notwendiges und zugleich unvermeidbares Übel ansieht, gegen das der einzelne Mensch nichts ausrichten kann und auch nicht will:

»Ich weiß nur, daß wir uns wegen des Zolles mit dem Nachbar streiten; von dem Uebrigen mag ich nichts wissen. Dinge, für welche man nicht gelehrt genug ist, soll man Klügeren überlassen; ... Ich bekümmere mich den Teufel darum, ob Krieg werden soll oder nicht; geht es aber los, nun, da schlage ich mit zu, wie es ja auch meine Schuldigkeit ist. ... Kommt, laßt uns trinken und die Politik über Bord werfen!« (Scepter, S. 196)⁷⁷

Auch der Artillerist Heinrich Feldmann malt mit seiner Geschichte, wie er *»der ganzen Generalität aus der Patsche half«*, ein positives Bild vom Krieg, verherrlicht ihn aufgrund der gebotenen Möglichkeiten, Heldentaten zu verrichten. Schließlich habe man ihm *»auf jeder Treppe einen Triumphbogen mit allerlei Fahnen und Guirlanden«* gebaut (Scepter, S. 370).

Der Krieg steht bevor,⁷⁸ beide Seiten planen und rüsten. Süderländische Truppen werden für eine Invasion an der Grenze zusammengezogen, um die künstlich vorbereitete Revolution in Norland, durch die der Herzog von Raumburg die Krone erlangen will, zu unterstützen; an der Spitze sollen die *»beiden unter dem Prinzen Hugo stehenden Armeekorps«* (Scepter, S. 759) einrücken. Auf der Gegenseite erhält Arthur von Sternburg vom norländischen König den *»Oberbefehl über meine sämtliche Marine«*, sein Vater die *»Leitung meiner kriegerischen Evolutionen im Lande selbst«* (Scepter, S. 771). Hingegen planen die süderländischen Rebellen, die Norland unterstützen, mithilfe einiger der *»höchsten Angestellten der Marine und des Kriegsministeriums«*, das Militär ihres Staates zu *»degenerieren, jeden strategischen und taktischen Zusammenhang [zu] zerstören und ganz besonders unsere Marine [zu] zerstreuen«* (Scepter, S. 759).

Mays einzige direkte (und blutige) Kriegsschilderung handelt von der Initialzündung, der versuchten Erstürmung der auf der Höhe des die beiden Länder trennenden Passes errichteten Barrikaden, deren strategische Lage May zwar höchst martialisch mit den *Termopylen* (sic, Scepter, S. 787) vergleicht, ansonsten aber nicht weiter ausschmückt. Der Angriff erfolgt durch die Süderländer »ohne vorherige Verhandlung und Kriegserklärung« und »gegen das Völkerrecht« (Scepter, S. 801). Die norländischen Gebirgsbewohner, die in ihrer Alltagstracht unter der Fahne kämpfen, erwehren sich mit Kanonen der Angreifer, Kavallerie und Infanterie. Die eigentliche kriegerische Handlung wird knapp zusammengefasst:

Die acht Geschütze krachten zu gleicher Zeit. Ein Hagel von Kartätschen riß die Jäger, so weit sie um die letzte Biegung erschienen waren, förmlich nieder, und unten vom Thale empor schallte ein Geheul, welches nur zu sehr bewies, daß die Kugeln ihre Schuldigkeit gethan hatten.

Der Krieg hatte begonnen! – (Scepter, S. 802)

Über die weitere Entwicklung wird der Mantel des Schweigens gehüllt, nur das Ergebnis wird konstatiert. Wäre May an blutrünstiger Kriegsmalerei gelegen gewesen, hätte er hier weidlich Gelegenheit dazu gehabt. Doch er ließ sie verstreichen, genauso wie er es einige Jahre später in seinem einzigen großen zeitgeschichtlichen Kriegsroman handhabte. Ausführlicher wird einschließlich ordentlicher Breitseiten ein Seegefecht einer norländischen Fregatte mit drei süderländischen Orlogschiffen geschildert.

Nachdem der norländische König seinem Volk bereitwillig eine Verfassung gegeben hat, eilt es begeistert zu den Waffen. Der oben beschriebene, in den Revolutions- und mehr noch den Befreiungskriegen vollzogene Wandel vom Fürsten- zum Volkskrieg spiegelt sich hier. Die Bürger identifizieren sich mit ihrem Staat und sind bereit, ihn gegen den Feind von außen zu verteidigen, eine für May völlig legitime Maßnahme.

4. Der Krieg in Karl Mays Kolportageromanen

Im auflagenstärksten Münchmeyer-Roman ›Waldröschen‹⁷⁹ dient der Krieg nicht als nur ausstaffierte Kulisse, vielmehr ist die abenteuerliche Handlung streckenweise mit Kriegsereignissen verflochten. Frankreich hatte sich unter Kaiser Napoleon III. militärisch in die inneren Angelegenheiten Mexikos eingemischt und eine Marionettenregierung unter dem österreichischen Erzherzog Maximilian installiert. Im Krieg zwischen den Franzosen und den Truppen des Benito Juárez liegt Mays Sympathie

eindeutig auf der Seite des Letzteren, gilt aber auch dem unglücklichen kurzzeitigen mexikanischen Kaiser. Zwei kriegsbezogene Ereignisse sind im ›Waldröschchen‹ handlungstragend: die Schlacht um das (fiktive) Fort Guadeloupe und die Wiedereroberung der Stadt Chihuahua. Das von Franzosen angegriffene Fort wird durch eine kleine, schlagfertige Truppe verteidigt und schließlich von 500 Apachen entsetzt. Die Schlacht, in der die Franzosen zu *Quarrés* (Waldröschchen, S. 1630) aufgestellt kämpfen, wird detailreich und mit einer für May ungewöhnlichen Brutalität geschildert. So erscheint Häuptling Bärenauge auf dem Kampfplatz, *mit dem Tomahawk Einen nach den Andern [sic] vor sich niederschlagend. Hoch auf seinem Rosse sah er einem Kriegsgotte ähnlich, gegen den es keinen Widerstand gab.* (Waldröschchen, S. 1631) Auch ein weißer Held handelt im ›Waldröschchen‹ nicht zimperlich: Der schwarze Gérard antwortet auf Doktor Bertholds Frage, warum er zulasse, dass eine ganze Kompanie Franzosen getötet wird, lapidar: *»Es ist Krieg, Monsieur, und meine Freunde wollen Scalpe haben.«* (Waldröschchen, S. 1531)

Der feige Wirt Pirnero erklärt seine Zurückhaltung im Kampf: *»Einen [sic] guten Diplomaten fällt es gar nicht ein, sich auf dem Schlachtfelde tödten zu lassen. Er macht den Krieg, und das andere Volk führt den Krieg. Das ist so politisches Herkommen.«* (Waldröschchen, S. 1670) Benito Juarez greift diese entlarvende Sichtweise auf und interpretiert sie neu: *»Der ›Neffe des Onkels‹ in Paris hat uns den Krieg gemacht! Er ist der Diplomat. Und unser armes Volk muß sich in Folge desselben hinschlachten lassen.«* (Ebd.) Juarez ist aktiv an der Einnahme Chihuahuas beteiligt, die mit Sternaus Zutun als dessen Bevollmächtigten im Handstreich gelingt.

Unter den Kombattanten in Guadeloupe befindet sich Geierschnabel, dessen ehemalige Funktion als Dragonerkapitän in der US-Armee⁸⁰ positiv konnotiert wird.

Auch in den in Deutschland handelnden Teilen des Romans stechen Soldaten hervor, so Oberförster Rodenstein als ehemaliger Hauptmann der Landwehr (vgl. Waldröschchen, S. 240) und sein Schützling Kurt Helmers, der schließlich Offizier wird. In gutem Licht erscheinend, treten höchstpersönlich der preußische König Wilhelm I. und sein Ministerpräsident Bismarck auf, während das Offizierskorps moralisch äußerst negativ geschildert wird.⁸¹ Eine bemerkenswerte solitäre Äußerung macht Otto, der Sohn des alten Rodenstein, indem er den Soldatenberuf als *»Mordhandwerk«* bezeichnet (Waldröschchen, S. 758).

Der Wurzelsepp, kauziger Protagonist in ›Der Weg zum Glück‹, blickt ähnlich seinem Pendant Geierschnabel aus dem ›Waldröschchen‹ auf einen Soldatendienst als Kavallerist zurück, hält die positive Erinnerung an diese Zeit hoch und trägt *an Sonn- und Feiertagen das Bändchen im Knopfloche,*

*welches sein Kriegsherr ihm als Ehren- und Erinnerungszeichen geschenkt hatte.*⁸²

Der für das Kriegsthema bei weitem bedeutendste der zwischen 1882 und 1888 für Münchmeyer geschriebenen Fortsetzungsromane Mays ist sein zweiter, ›Die Liebe des Ulanen‹. Im Gegensatz zu den vier übrigen erschien er unter Autorennamen in 108 Fortsetzungen⁸³ in einer Zeitschrift, nicht in Lieferungsheften, also in einem seriöseren Umfeld. Auch wenn ›Die Liebe des Ulanen‹ die üblichen kolportagehaften Ausschweifungen und stilistischen Schwächen zeigt, wirkt der Roman im Aufbau deutlich geschlossener und stringenter als die anderen. Es ist davon auszugehen, dass es sich um ein Auftragswerk handelte, der Verleger H. G. Münchmeyer das populäre Thema vorgab und möglicherweise auch den Herz und Schmerz versprechenden Titel vorschlug. Er wird May auch hauseigene ›Fachliteratur‹ an die Hand gegeben haben.⁸⁴ Unter dieser Prämisse war nicht zu erwarten, dass es Mays Intention war, sich in irgendeiner Form kritisch mit dem Krieg auseinanderzusetzen, der letztendlich viele Vorteile nicht nur für ihn mit sich gebracht hatte. Im Gegenteil wollte er den Publikums geschmack und deutsch-französische Ressentiments üppig bedienen, was ihm auch gelang. Die über lange Zeit in der May-Forschung vorherrschende Sichtweise, dass in ›Die Liebe des Ulanen‹ von »nationaler Überheblichkeit (...) wenig zu spüren« sei,⁸⁵ gilt inzwischen als überholt.⁸⁶ Die Schurkengestalten, allen voran der alte ›Kapitän der Kaisergarde‹ Riche-monte und die beiden Grafen de Rallion, Vater und Sohn, werden als abgrundtief böse und verworfen geschildert. Das Werk richtet sich dezidiert gegen die politische Führung des Zweiten Französischen Kaiserreichs. Dass die Französisinnen überaus positiv gezeichnet und sogar Ehen durch den Krieg gestiftet werden (wenn auch die geheirateten Französisinnen gewissermaßen als Kriegsbeute der Deutschen anzusehen sind), verdeutlicht gleichwohl, dass May keinerlei Aversionen gegen das französische Volk hegte.

Daniel Fulda stellt den Aspekt der »Re-Narration« dessen heraus, »was die Leser mit einiger Wahrscheinlichkeit bereits aus anderen Medien kannten«;⁸⁷ es sei May nicht darum gegangen, »etwas Neues (...) zu vermitteln, sondern um die Bestätigung von bereits Gewusstem«.⁸⁸ In der Tat dürfte das Wissen um den Krieg von 1870/71 ubiquitär gewesen sein; spätestens im Schulunterricht wurden die Kinder damit konfrontiert.

Mays Roman »aus der Zeit der deutsch-französischen Kriege«, wie ab 1900 der Untertitel der späteren, von Adalbert Fischer veranlassten Ausgabe im Münchmeyer-Verlag lautete, ist kein dezidiertes Roman über diese Waffengänge, die lediglich den groben Rahmen für eine spannende Kriminal-, Spionage- und Liebesgeschichte liefern. Trotzdem betätigt sich

May an mehreren Stellen als mit dem Sujet Krieg im Detail vertrauter⁸⁹ Historiograph,⁹⁰ der teils ausschweifend über geschichtliche Zusammenhänge referiert. Positiv stellt er Napoleon I. dar,⁹¹ der nach wenigen Wochen wieder Kaiser war; er *ließ den Mächten sagen, daß er nicht den Krieg bringe, sondern den Frieden beabsichtige* (Ulan, S. 265). In einem langen Rückblick schildert May Ereignisse auf dessen ›Weg nach Waterloo‹, der ihn mit Hugo von Königsau, dem Großvater des titelgebenden Ulanenoffiziers Richard von Königsau, zusammenführt.

May stellt im Zusammenhang mit den Entwicklungen, die 1870 zum Kriegsausbruch führten, Napoleon III. in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Nachdem eine große Koalition aus England, Russland, Österreich und Preußen erforderlich war, um Frankreich niederzuwerfen, sei man davon ausgegangen, dass dies auch fürderhin nötig sei. May schiebt Frankreich die Schuld am Krieg zu. Er bemüht Turenne,⁹² nach dem in einem Nachbarschaftsstreit nur »*der Verschlagenere und Rücksichtslosere*« siegen könne, und nimmt eine dem Zeitgeist entsprechende propagandistische Position ein, schreibt von einem *Verhältniß Frankreichs zu Deutschland, wie es stets war und immer sein wird ... Frankreich ist der unfriedfertige Nachbar, gegen welchen die deutsche Wachsamkeit stets auf dem Posten sein muß*. Der *Erbfeind* und böse Nachbar habe die Deutschen (*b*)ald durch *fränkische Hinterlist, bald durch offene Gewalt geschädigt* (Ulan, S. 808). Aus diesen Pauschalisierungen kristallisiert sich so heraus, dass May in Napoleon III. den eigentlichen Kriegstreiber sieht, der aus eigennützigen Motiven, nämlich zum eigenen Machterhalt, unterstützt und angespornt von seiner Gattin Kaiserin Eugénie, unbedingt Gebietsvergrößerungen erzwingen wolle.⁹³ Vom Erzähler als *Neffe des Onkels* (Ulan, S. 706, 809) verhöhnt, sei er überzeugt gewesen, *daß es kein Reich der Erde gebe, welches ohne Verbündete es wagen könne, einen Krieg mit Frankreich zu planen* (Ulan, S. 808). Nach seinen Erfolgen in Italien, auf der Krim, in China und (anfänglich) in Mexiko sei er übermütig geworden, *überschätzte seine Kräfte und unterschätzte diejenigen der anderen Nationen, besonders der Deutschen* (ebd.). Nach der *mexikanische(n) Schlappe* habe Napoleon sein Gebiet vergrößern wollen, *Oesterreich ging darauf ein, Venetien abzutreten und dafür preußisch Schlesien zu erhalten* (Ulan, S. 809). Aber: Preußen marschierte gegen Österreich, siegte bei Königgrätz und schloss Frieden – während Frankreich auf eine rasche Niederlage Preußens oder besser noch ein langes Ringen der beiden Mächte spekuliert habe. Sämtliche weiteren Pläne Napoleons seien an seinem Gegenspieler Bismarck zerschellt. Für den Erzähler der *große Staatsmann*, aus französischer Sicht nur ein *mittelmäßiger Staatsmann mit ungewandten Manieren*, habe er gewusst, *daß Frankreich nur nach einer Ursache suche, um den Krieg erklären zu*

können, und daß es schließlich den ersten besten Vorwand dazu vom Zaune brechen werde (ebd.). Von Äußerungen dieses Tenors ist ›Die Liebe des Ulanen‹ durchzogen. In Dialogen flammen immer wieder Ressentiments auf, wenn etwa Hugo von Königsau seinem Vetter, dem General Kunz von Goldberg, sagt: *»Er fängt wieder an! ... Der Franzose kann von seiner Art nicht lassen. Er hat sich in die Tinte geritten und will sich nun durch einen Krieg wieder herausbeißen«*. (Ulan, S. 1697) Sein Sohn, Ulanenrittmeister Richard, weiß als Spion bereits mehr und äußert zu seinem Gefährten, dem Wachtmeister Fritz Schneeberg:

»Frankreichs Herrscher plant im Stillen einen Krieg mit uns; er betreibt seine Anstalten sehr geheim, denn er beabsichtigt, uns zu überrumpeln, so, daß seine Heeresmassen innerhalb einer Woche in Berlin sein können. Er glaubt, daß der Preußenhaß die Südstaaten abhalten werde, uns zu unterstützen ...« (Ulan, S. 58)

Der sich *»für vollständig informirt«* haltende Graf Daru weiß, *»(d)er Deutsche ist uns überlegen«*, was mit den Erkenntnissen des Obersten Stoffel, *de(s) französische(n) Militärbevollmächtigte(n) am Berliner Hofe* (Ulan, S. 962), übereinstimmt.⁹⁴ Der französische Kriegsminister hingegen hofft insbesondere auf die Neutralität des Sachsen, aufgrund der Traditionen, *»welche ihn mit dem Neffen des großen Kaisers verbinden. ... Bayern, Württemberg und Baden trauen einander selbst nicht. Man trennt sie und besiegt sie.«* (Ulan, S. 963)

Im gemeinen französischen Volk ist man siegessicher, sogar wenn es gegen ein umfassendes Feindesbündnis ginge. Der betrunkene Sekretär de Rallions lallt:

»Krieg, ja! Krieg – Sieg – Keu – keule und Revan – vanche! ... Famos! Bismarck kriegt tüchtige Prü – rügel. Die Preu – reußen die Bay – ayern, die Würtember – erger, die Westpha – phalen, die Sach – achsen und die Pom – pommer – pommeranzen. Alles kriegt Hie – Hiebe!« (Ulan, S. 855)

Auch im kleinkriminellen französischen Milieu gibt es Motivation für einen Krieg, wie aus einem Dialog zweier Gauner hervorgeht:

»Der Deutsche ... hat es gewagt, mit Oesterreich Krieg zu führen und Frieden zu schließen, ohne uns zu fragen. Er hat seitdem unsere Politik auf jede mögliche Art und Weise durchkreuzt. Wir wollen Rache für Sadowa und er muß Haue haben!« (Ulan, S. 817)

Im selben Gespräch wird deutlich, dass auch unter Berufsverbrechern das Überlegenheitsgefühl der französischen Elite geteilt wird:

»Selbst in unserm Handwerke sind wir den Deutschen weit überlegen. Der Deutsche ist ein Tölpel in jeder Beziehung. Er bekommt seine Weine und Moden, seine Seiden- und seine Leder-Waaren, seine Parfüms und Odeurs, seine ganze Bildung von uns. Wir sind seine Herren.« (Ebd.)

Französischen Spionen wird vermittelt, die Preußen hätten *»Angst vor Frankreich«*, seien *»mit den Süddeutschen uneinig«* und bei Russen, Engländern und Österreichern verhasst (Ulan, S. 1058).⁹⁵ Der junge Graf Ral-lion äußert sich bei der Instruktion eines Agenten deutlich bedächtiger:

»Man fühlt sich in die Nothwendigkeit versetzt, an einen Krieg mit Deutschland zu denken. ... Der letzte deutsch-österreichische Kampf hat zur Evidenz bewiesen, daß die preußische Heeresleitung eine sehr weitsehende und vorsichtige ist.« (Ulan, S. 67)

Die Pläne Napoleons und seines Kriegsministers gehen schließlich nicht auf, die Südstaaten ziehen mit Preußen, und Österreich verhält sich neutral. Dr. Bertrand, Deutsch-Österreicher und Arzt, der *»im letzten deutsch-österreichischen Kriege auf der Seite Oesterreichs«* (Ulan, S. 10) stand, konstatiert sogar, *»der Krieg richtet sich nicht gegen Preußen, sondern gegen ganz Deutschland«*, und stellt ferner fest, dass Lothringen, sein jetziger Wohnort, *»Deutschland geraubt«* worden und *»deutscher Boden«* sei (Ulan, S. 1634). Die angesprochenen geheimen Vorbereitungen finden in der Fabrik bei Schloss Ortry statt, wo Hieb- und Stoßwaffen geschmiedet und Gewehre durch Umbau modernisiert werden (vgl. Ulan, S. 21). Dieses Arsenal dient der Bewaffnung der Francireurs, irregulärer Truppen, die hinter den feindlichen Linien agieren sollen. Capitän Richemonte stellt klar, wie er sich die Kriegsführung vorstellt:

»Nicht wir zuerst. Die glorreiche Armee geht voran; wir folgen ihr. Die Armee hat die internationalen Gesetze der Kriegsführung zu respectiren; der Francireur aber ist ein freier Mann. Wir werden thun, was uns beliebt!« (Ulan, S. 1129)

Bis auf die letzten sechs Folgen widmet sich ›Die Liebe des Ulanen‹ den Kriegsvorbereitungen auf beiden Seiten; die eigentlichen Kriegshandlungen kommen mit vergleichsweise wenig Umfang am Ende des Romans zum Zuge. May fasst die unmittelbare Vorgeschichte des Kriegs um die Emser Depesche knapp zusammen, verzichtet dabei aber auf genauere

Hintergrundinformation wie den Erbfolgekrieg. Napoleon spielt nach May *va banque* und lässt die *auf künstliche Weise angesammelte Electricität sich mit einem fürchterlichen Schläge entladen*. Die französische Kriegserklärung am 19. Juli evoziert *ein wahres Fieber des französischen Volkes, Paris war ein einziges großes Waffenlager. Wehe dem Deutschen, der sich auf der Straße blicken ließ*. (Ulan, S. 1619)

May resümiert die eigentlichen Kriegshandlungen: Am 28. hat Napoleon in Metz das Oberkommando über die französische Rheinarmee übernommen. *Der nun ausbrechende Krieg enthüllte außerordentlich schnell die äußere und innere Schwäche des zweiten Kaiserreiches*. Der geplante Spaziergang nach Berlin wird durch *die deutsche Wacht am Rhein gestoppt*. Die deutschen Formationen überschreiten die Grenze. *Am vierten August erstürmte unsere Kronprinzliche Armee Weißenburg und den Geisberg*. Nachdem das Heer Mac Mahons in der Schlacht bei Wörth *vollständig geschlagen* worden ist, treten die Franzosen überall den Rückzug an. In Paris wird der Belagerungszustand erklärt. Auf der fiktiven Ebene bleibt Capitän Richemonte *ohne alle Nachricht und Instruction*, da seine *Franc-tireursbande* erst aktiv werden sollte, wenn die Grenze überschritten sei und er sich im Rücken der Streitmächte befände (Ulan, S. 1640). Seinem Grimm gibt er in seinem Notizbuch Ausdruck, womit May gleichzeitig den Fortgang des Krieges in stichwortartiger Form referieren konnte (vgl. Ulan, S. 1642).

Direkte Kriegsschilderungen finden sich nur spärlich im Roman, der sich fast ausschließlich mit der Vorgeschichte befasst. Allerdings berichtet gleich im ersten Kapitel der Arzt Bertrand von seinen sehr eindrucksvollen Erlebnissen während der Kämpfe bei Gitschin (1866) im Preußisch-Österreichischen Krieg.⁹⁶

»Bei Gitschin passirte es mir, daß ich den Verbandplatz wechselte und dabei vor ein preußisches Ulanenregiment gerieth, welches zur Attaque vorstürmte. Ich sah, daß ich nicht weichen konnte und zermalmt werden würde, besonders da mich in demselben Augenblicke ein Granatsplitter gefährlich verwundete und zu Boden riß. Ich erhob unwillkürlich in flehender Stellung die Arme. Die Lanzenspitzen der Ulanen flogen wie ein brausender Wald daher und befanden sich kaum noch hundert Schritte von mir entfernt. Es war ein furchtbarer, aber militärisch schöner Anblick. Das heransausende Regiment bildete eine fest geschlossene, eisenstarrende Masse; man sah, es werde unwiderstehlich Alles vor sich niederreißen. In seiner Fronte war nicht die geringste Lücke zu bemerken; ich war verloren und erwartete, im nächsten Augenblicke die stampfenden Pferdehufe auf meinem Körper zu fühlen. ... Ich sah rechts und links die fürchterlichen Lanzen hervorragen; ich hörte den Donner des Hufgestampfes; ich sah gerade vor uns das Aufblitzen der österreichischen Batterien; ich hörte das

Brüllen der Kanonenschlünde, deren Kugeln fürchterliche Lücken in die Masse der Ulanen rissen; doch das Regiment schloß diese Lücken augenblicklich wieder und warf sich auf die Infanterie, welche die Bedeckung der Batterien bildeten; ich hörte noch das Schnellfeuer der Vertheidiger, dann entschwand mir im Getöse und im Tumult des wilden Kampfes die Besinnung.» (Ulan, S. 10)

In Mays Gesamtwerk ist es die anschaulichste, eindrucksvollste Szene aus dem Kriegsgetümmel überhaupt.

Erst in Lieferung 105 (Ulan, S. 1665–1680) kommt es erneut zu einem Gefecht zwischen regulären Truppen. Deutsche Husaren unter Rittmeister von Hohenthal haben Schloss Malineau besetzt, das von Franc tireurs und Gardekürassieren belagert wird. Als von Königsaus Ulanen Entsatz schaffen, entbrennt ein Kampf zwischen den Kavallerieeinheiten, bei dem es nicht nur zur dramatischen Wiederbegegnung der Brüder Graf Bernard de Lemarch und Fritz Schneeberg kommt, sondern auch zur Tötung des Grafen Rallion; Richard von Königsau spaltet seinem Widersacher und Nebenbuhler den Schädel, ein fast einmaliger Vorgang im Œuvre Karl Mays, der üblicherweise Gottesgerichte walten und seine Haupthelden von gegnerischem Blut unbefleckt lässt.⁹⁷

Von Königsau gelangt in der Folge an einen Brief von Marschall Mac Mahon mit dem *Kriegsplan des Marschall Polikao* [recte: Palikao]. Er sollte dem Empfänger der Nachricht »mittelst eines Flankenmarsches über Sedan und Thionville ... die Hand ... reichen« (Ulan, S. 1681). Königsau erreicht Tronville (im ›Wanderer‹ fälschlicherweise Treuville) nach der *Schlacht von Vionville-Mars la Tour*. Nachdem er im *große(n) Hauptquartier* (Ulan, S. 1682) auf Moltke getroffen ist, durchreitet er im Anschluss mit Fritz das Schlachtfeld. Karl May gelingt hier nach dem Erlebnisbericht des Arztes die zweite erschütternde Textstelle, die bereits oft zitiert wurde und jenen Satz aus den ›Geographischen Predigten‹ lebendig werden lässt:

Man sah es, daß es nicht eine Schlacht, sondern ein Schlachten gewesen war.

Der Kampf hatte die Spuren einer wahrhaft grauenvollen Vernichtung hinterlassen. Die Felder waren mit Leichen förmlich bedeckt. ... Die Waffen blitzten weithin im Sonnenglanze; aber die Hände Derer, welche sie geführt hatten, waren kalt, erstarrt, im Todeskampfe zusammengeballt. Mit zeretzter Brust und klaffender Stirn lagen sie gebrochenen Auges in Schaaren am Boden. Schrittweise war jede Elle des Landes erkämpft worden. Zerschmetterte Leiber, Pferdeleichen, zerbrochene Waffen, Tornister, Zeltfetzen, Chassepots und Faschinenmesser lagen umher. Es war ein so entsetzliches Bild, wie es selbst Magenta, Solferino und Sadowa nicht geboten hatte. Wie rother Mohn und blaue Kornblumen leuchteten die bunten Farben der gefallenen Feinde auf dem Todesfelde, weithin über die Höhen, tief hinab in die Thäler. ... Niemand kümmerte sich um

die Leiche eines französischen Generals oder Obersten. Der Gefallene war ja todt, und im Tode hört jede Subordination auf.

Und in den Dörfern, durch welche die Beiden ritten, sah es noch viel, viel gräßlicher aus als auf dem offenen Felde. (Ulan, S. 1683)

Immerhin: Die *Genfer Convention* (Ulan, S. 1682f.) von 1864 hat die *jetzigen Sanitätsverhältnisse* verbessert und eine *Ambulance* kann besichtigt werden (Ulan, S. 1683), *Freiwillige mit dem Genfer Zeichen auf dem Arm* (Ulan, S. 1689) sind vor Ort.

May fährt nun gerafft fort:

Nach der Schlacht von Gravelotte-Saint Privat waren von der ersten deutschen Armee das Garde-, vierte und zwölfte (sächsische) Armeecorps abgezweigt und zu einer vierten deutschen Armee vereinigt worden, über welche der Kronprinz von Sachsen den Oberbefehl erhielt. (Ulan, S. 1687)

... und so erhielt das Gardeulanenregiment den Auftrag, die Batterie zum Schweigen zu bringen.

...

Das Regiment hatte seine Aufgabe glänzend gelöst. Es hatte drei Bataillone niedergelassen und eine Batterie genommen; aber es hatte auch fast den vierten Theil seiner Mannschaft verloren. (Ulan, S. 1688)

Die kurze, fast schon lakonische Schilderung dieses sogenannten Todesrittes, den May von einem anderen Kriegsschauplatz hierher versetzte,⁹⁸ steht im Gegensatz zur Dramatik und Spannung des Angriffs. Emotionen der Helden werden nicht beschrieben. War May am Ende seines langen Romans müde oder war er generell kriegsmüde? Die kurz zuvor erfolgte Schlachtfeldszene lässt auf Letzteres schließen. Doch als General Kunz von Goldberg seine Ansicht »*Der Krieg ist auf alle Fälle ein Unglück. Besser wäre es, wenn er unterbleiben könnte*«,⁹⁹ resümiert, kontert sein Vetter Hugo von Königsau, Richards Großvater: »*Oho! Ein lustiger Krieg führt zum Sieg! Ich freue mich königlich, daß die Franzianer mit uns anbinden wollen, und wünsche ihnen von ganzem Herzen gesegnete Prügel.*« (Ulan, S. 1702) Damit bleibt auch das Fazit zur Positionierung Mays zum Krieg in seinem einzigen Kriegsroman ambivalent, was die abschließende revanchistische Äußerung untermauert: *Was Frankreich seit Jahrhunderten an Deutschland verschuldet hatte, mit dieser ewig denkwürdigen Nacht vor Sedan war die Vergeltung gekommen.* (Ulan, S. 1689)

Aus beiläufigen Feststellungen lassen sich weitere Schlüsse auf Mays Sicht des Krieges ziehen. Dass das Kriegshandwerk hoch angesehen ist, ergibt sich aus einem entschuldigenden Erzählerkommentar zu Gebhardt